

## Arbeitsgesellschaft im Wandel

Herausgegeben von  
Brigitte Aulenbacher | Birgit Riegraf

Moderne Gesellschaften sind nach wie vor Arbeitsgesellschaften. Ihr tief greifender Wandel lässt sich daran ablesen, wie Arbeit organisiert und verteilt ist, welche Bedeutung sie hat, in welcher Weise sie mit Ungleichheiten einhergeht. Die Buchreihe leistet eine kritische sozial- und zeitdiagnostische Betrachtung der „Arbeitsgesellschaft im Wandel“ und befasst sich mit • Theorien der Arbeit und der Arbeitsgesellschaft • Arbeit in und zwischen Markt, Staat, Drittem Sektor, Privathaushalt • Arbeit in Organisationen, Berufen, Professionen • Erwerbs-, Haus-, Eigen-, Subsistenz-, Freiwilligenarbeit in Alltag und Biografie • Arbeit in den Verhältnissen von Geschlecht, Ethnizität, Klasse.

Brigitte Aulenbacher |  
Maria Dammayr (Hrsg.)

## Für sich und andere sorgen

Krise und Zukunft von Care  
in der modernen Gesellschaft

**BELTZ JUVENTA**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

[www.beltz.de](http://www.beltz.de) · [www.juventa.de](http://www.juventa.de)

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-3042-6

## Inhalt

<i>Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr</i> Für sich und andere sorgen Einleitung	9
<b>Teil 1</b> <b>Selbst- und Fürsorge</b>	
<i>Hans-Peter Müller</i> Lebensführung und Lebenskunst im Zeitalter der Unsicherheit	18
<i>Cornelia Klinger</i> Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus	31
<i>Klaus Dörre</i> Stigma Hartz IV Für- und Selbstsorge an der Schwelle gesellschaftlicher Respektabilität	40
<i>Martin Schenk</i> Armut und gefährdete Selbst- und Fürsorge	53
<i>Brigitte Aulenbacher und Maria Dammayr</i> Krisen des Sorgens Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit	65
<i>Michael Rosenberger</i> Der Sorge eine Zukunft geben Ethik und Gerechtigkeit von Care in Krisenzeiten	77

## Teil 2

### Care trans- und international

*August Österle*

Care-Arrangements zwischen  
privater und öffentlicher Verantwortung  
Ein europäischer Vergleich 92

*Erna Appelt*

Sorgearbeit und soziale Ungleichheit im Wohlfahrtsstaat 103

*Sabine Beckmann*

Care neu verteilt?  
Väter und Mütter im schwedischen,  
französischen und deutschen Wohlfahrtsstaat 116

*Almut Bachinger*

24-Stunden-Betreuung – ganz legal?  
Intersektionale Regime und die Nutzung  
migrantischer Arbeitskraft 127

*Ewa Palenga-Möllenbeck*

Globale Versorgungsketten:  
Geschlecht, Migration und Care-Arbeit 138

*Hildegard Theobald*

Die Einführung einer universellen Pflegesicherung  
Das Zusammenspiel von nationalen und  
internationalen Einflüssen im Ländervergleich 149

## Teil 3

### Sorgearbeit im konservativen Wohlfahrtsstaat

*Birgit Riegraf*

Care, Geschlecht, Gerechtigkeit  
Von der Chancengleichheit und Verteilungsgerechtigkeit  
zur Entdeckung der Leistungsgerechtigkeit 160

*Karin Jurczyk*

Entgrenzte Arbeit und Care in privaten Lebensformen 171

*Ingrid Mairhuber*

Vereinbarkeitsprobleme mit Zukunft?  
Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung  
und Angehörigenpflege in Österreich 183

*Margareta Kreimer*

Haushaltsnahe Dienstleistungen  
als Herausforderung einer neuen Care-Ökonomie 194

*Dagmar Andree und Matthias Specht*

Pflegeberufe in Österreich  
Arbeitsbeziehungen, Arbeitsbedingungen  
und Arbeitszufriedenheit 205

*Katharina Meichenitsch*

Care-Ökonomie – Sektorale Verschiebungen  
und Qualitätsmessung von Pflegeleistungen 217

*Dorothea Greiling*

New Public Management, Korruption  
und ein neues Dienstethos im öffentlichen Sektor 227

*Erika Rippatha und Iris Woltran*

Zur zukunftsfähigen Gestaltung von Care:  
Gesellschaftliche Erfordernisse, zentrale Problemlagen,  
sozialpolitische Herausforderungen und Lösungsansätze 240

AutorInnen 253

Hans-Peter Müller

## Lebensführung und Lebenskunst im Zeitalter der Unsicherheit

„Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen,  
sondern verstehen.“ (Spinoza)

„Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren,  
was er *soll*, sondern nur, was er *kann* und – unter Umständen –  
was er *will*.“ (Max Weber)

### 1. Einleitung

Wir leben in einer schweren Krise und das schon seit einiger Zeit. In den 1980er Jahren verwies das neue Zeitalter der Unsicherheit auf ökologische Bedrohung und Risiken der Kernenergie. Mit den 1990er Jahren kamen die Globalisierung, die neoliberalen Reformen des Wohlfahrtsstaates und des öffentlichen Dienstes hinzu. Was bis dahin noch eher allgemeine Szenarien der Unsicherheit waren, hat 2008 die Gestalt einer konkreten Krise angenommen. Trotz aller hektischen und zum Teil verzweifelten Problemlösungsversuche wird sie uns höchstwahrscheinlich auch auf längere Sicht hartnäckig begleiten. Doch so fundamental die Krise erscheint, so schwer ist sie zu definieren und noch schwieriger scheint es zu sein, sie zu verstehen. Die Meinungen und Diagnosen über ihren genauen Charakter gehen weit auseinander. Finanzkrise? Eurokrise? Europakrise? Wirtschaftskrise? Oder sogar Systemkrise? Eine schlüssige Antwort auf die Frage ist nicht leicht zu finden.

Was bedeutet diese Krise als Manifestation unseres Zeitalters der Unsicherheit für das Thema der Lebensführung und der Lebenskunst? Meines Erachtens sehr viel und diese Bedeutung soll in einer radikalen These gebündelt werden: Was wir heute erleben, ist, dass dem modernen Individualismus als dem Ethos selbstbestimmter Lebensführung vollends die Substanz entzogen wird. Wir sehen die Endmoräne des individualistischen Zeitalters und des Zeitalters der Individualisierung. Es wird kein „Weiter so“ geben des „Schneller, höher, weiter“, also des einzigen Ziels und der hauptsächlichen

Rechtfertigung unserer Existenz in einem blindwütigen Materialismus mit seinen drei geheiligten „W“: Wachstum, Wohlstand, Wohlfahrt.

Unsere westliche Gesellschafts- und Lebensform oder kurz: moderne Gesellschaft ist – abstrakt gesagt – aus drei Revolutionen in drei Ländern hervorgegangen: der ökonomischen Revolution und der Entstehung des Kapitalismus in England; der politischen Revolution und der Heraufkunft einer bürgerlichen Demokratie in Frankreich; der kulturellen Revolution und des Aufstiegs eines Ideals des Individualismus in Deutschland oder besser in den deutschen Ländern. Mit Individualismus ist gemeint, dass der Mensch durch Bildung sich zu einer eigenen Persönlichkeit aufgipfelt und damit seiner Lebensführung sein unverwechselbares Gepräge aufdrückt. In der Philosophie sind es vor allem Kant, Hegel, Fichte und Schleiermacher, in der Kunst Herder, Goethe, Schiller und die Romantik, die diesen anspruchsvollen „romantischen Individualismus“ oder „Individualismus der Differenz“ (Simmel 1983) entwerfen. Die moderne Lebenskunst besteht also vor allem darin, seine Individualität auszubilden, um sein Leben autonom führen zu können. In diesem Wert- und Idealkomplex bündelt der Individualismus Lebenskunst, Lebensführung und Individualität zu einem Handlungs- und Erlebniskomplex. Das gute Leben besteht folglich darin, die eigene, autonome Lebensführung an diesem Ich-Ideal gelungener Individualität auszurichten.

Dieses Werteprogramm ist alt und entstammt der Antike. Die „Sorge um sich selbst“ – diese „*epimeleia heautou*“ – dreht sich um den Leitspruch des delphischen Orakel: „Erkenne Dich selbst!“ – „*gnothi seauton*“. Nur dass wir in der Moderne und vor allem am Beginn des 21. Jahrhunderts in zweierlei Hinsicht daraus etwas ganz Neues gemacht haben: Aus Klasse haben wir Masse gemacht und aus einer kollektiven Lebensform eine individuelle oder gar individuierte Form. Die „Sorge um sich selbst“ und damit um das eigene Seelenheil war vor allem ein Programm für die „Aristoi“. Die Besten oder Tugendhaftesten konnten damals nur erwachsene Männer, häufig Adelige, sein, denn Frauen, Kinder und Sklaven waren von dieser Ethik oder diesem Ethos ausgeschlossen.

Heute indes am Beginn des 21. Jahrhunderts gilt das Programm für alle: alle Geschlechter, alle Generationen und alle Klassen. Und nicht nur das: Entkleidet des antiken Kosmos verbindlicher Tugenden ist die Selbsterkenntnis in ein Projekt der Selbstbestimmung („Werde, der Du bist!“), der Selbstverantwortung („das unternehmerische Selbst“), der Selbstverwaltung („die Ich-AG“) und der Selbstverwirklichung („jeder ist seines Glückes Schmied!“) eingebettet. CARE – das heißt in einem weiteren Sinne heute: Die antike „Sorge um sich selbst“ wird zur „Selbstsorge“ und die „Regierung seiner selbst als Seelenheilsgewinnung“ wird zur „Selbstregierung der autonomen Lebensführung des erfolgreichen Subjekts mit starker, weil widerstandsfähiger Psyche“. Dieser „Demokratisierung“ der Lebenskunst stehen

soziologisch gesehen jedoch einige beachtliche Hindernisse gegenüber, zumal wenn dieses Werteprogramm zu einer Verpflichtung für alle wird ohne Rücksicht auf die ungleiche materielle und kulturelle Ressourcenausstattung und die Balance des institutionellen Gefüges, in dem Selbstverwirklichung und gelungene Lebensführung stattfinden sollen. „Sei besonders – oder Du wirst ausgedert!“ – der Slogan des Managementgurus Tom Peters hat mit den Vorstellungen von Kant, Humboldt und Goethe nicht mehr viel zu tun.

Seit gut zweihundertfünfzig Jahren schon machen diese drei Grundkomplexe unsere moderne, westliche Gesellschaft aus: Das ökonomische Spiel ist kapitalistisch, das politische Spiel ist demokratisch und das kulturelle Spiel ist individualistisch. Aber die Spielregeln haben sich, wie gezeigt werden soll, durch den globalen, neoliberalen Kapitalismus und Finanzmarktradikalismus so geändert, dass die strukturelle Balance zwischen Wirtschaft und seiner Institution des Marktes, der demokratischen Politik und seiner Institution des Staates und der Kultur mit ihrer Institution autonomer Lebensführung im Geiste des Individualismus verloren gegangen ist. Und – so die Krisenthese – diese institutionelle Unwucht führt zu strukturellen Pathologien, die auf dem Rücken der Individuen ausgetragen werden.

Um diesen Gedankengang in gebotener Kürze ausführen zu können, werden in einem ersten Schritt die Begrifflichkeiten Lebensführung und Lebenskunst entwickelt. In einem zweiten Schritt wird die Individualität als Ethos moderner Lebensführung bestimmt und auf seine grundlegende Paradoxie eingegangen, um dann im dritten Schritt auf die Krisenthese zurückzukommen. Die abschließende Frage lautet: Könnte die Lebenskunst gleichsam als „Lebenssorge“ (Klinger 2012) ein Kandidat sein, um den Zumutungen unserer Gesellschafts- und Lebensform wirksam zu begegnen?

## 2. Lebensführung und Lebenskunst

In den „*Minima Moralia*“ erinnert Adorno (2003, S. 13) daran, was die Philosophie als „Liebe zur Weisheit“ einst war: „die Lehre vom richtigen Leben“. Das ist indes lange vorbei. „Was einmal den Philosophen Leben hieß, ist zur Sphäre des Privaten und dann bloß noch des Konsums geworden, die als Anhang des materiellen Produktionsprozesses, ohne Autonomie und ohne eigene Substanz, mitgeschleift wird“. Längst stellt die moderne Philosophie nicht mehr die Frage nach dem guten Leben. Adorno (2003, S. 43) hält nun gleich noch eine berühmte pessimistische Lebensweisheit in der destruktiven Moderne bereit: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“. Was kann der moderne Mensch dann noch tun? Adornos (2003, S. 43) Ratschlag klingt überraschend aktuell und zeitgemäß: „das Privatleben führen, solange die Gesellschaftsordnung und die eigenen Bedürfnisse es nicht anders dul-

den, aber es nicht so belasten, als wäre es noch gesellschaftlich substantiell und individuell angemessen“. Kurz: „es gehört zur Moral, nicht bei sich selber zu Hause zu sein“ (Adorno 2003, S. 43).

Wir wollen Adornos Zeitdiagnose – „kein richtiges Leben im falschen“ und das „Ende der Lebenskunst“ –, die heute von vielen Beobachtern des fatalistischen Ausgesetztseins von Politik und Menschen gegenüber den Turbogewalten des Finanzmarktes geteilt wird, gleichsam als Nullhypothese setzen, um dagegen eine *Philosophie* und *Soziologie der Lebenskunst* zu setzen. Erstens existiert eine gleichsam ontologische Priorität der Gesellschaft gegenüber dem Individuum. Wann immer ein neuer Mensch die Welt betritt, ist die Gesellschaft schon da. Wenn sich Menschen unter günstigen Umständen ihr Leben in Grenzen selbst wählen können, so doch meist nicht die Gesellschaft, in die sie hineingeboren werden. Die Wahrscheinlichkeit ist daher sehr hoch, das eigene Leben in der „falschen Gesellschaft“ führen zu müssen. Die Lebenskunst besteht ja gerade darin, eine gelungene Lebensführung auch in einer problematischen gesellschaftlichen Umwelt hinzubekommen.

Zweitens kann natürlich die Soziologie niemandem sagen, wie er leben soll. Wie Max Weber (1973, S. 151) hervorgehoben hat: „Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren, was er *soll*, sondern nur, was er *kann* und – unter Umständen – was er *will*.“ Und das ist kein geringer Beitrag der Soziologie zur Lebensführung. Sie kann nämlich die gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen eruieren, welche die Chancen zu autonomer Lebensführung erhöhen oder beeinträchtigen. Aber auch die Philosophie der antiken Lebenskunst war kein verbindlicher Werte- und Normenkatalog, nach denen sich alle Menschen zu richten hatten, wie etwa die zehn Gebote des Christentums. Die Tugenden, die sie predigte, waren einerseits abstrakt, andererseits sehr praktisch. Sie bestanden im Grunde genommen aus Technologien des Selbst und der Selbstregierung, wie Michel Foucault (1991, 2004, 2007) das nennt. Es waren eher *Formen* der Lebensführung als *Normen* für die richtige Lebensweise. Demgemäß war auch die Philosophie neben Logik und Erkenntnistheorie sehr praktisch orientiert. „Philosophie wurde verstanden als *ars vitae*, als Lebenskunst, d. h. als Lehre vom und Anleitung zum richtigen, guten, glücklichen Leben“ (Bien 1997, S. 24). Wie jede Kunst musste auch die Lebenskunst durch Übung, Versuch und Irrtum, kurzum: Praxis gelernt werden, mit dem einen Unterschied zu anderen Fähigkeiten, die durch Bildung, Sozialisation und Lernen erworben werden, dass stets der „Ernstfall“ herrscht: Die „Lebensführungskompetenz“ (Bien 1997) gewinnt man im Leben, am Leben und durch das Leben. Diese Kompetenz ist es, die Tugend in der Einzahl symbolisieren soll.

### 3. Gesellschaftliche Bedingungen für gelingende Lebensführung und individuelle Selbstverwirklichung

Von jeher lautet die zentrale Aufgabe für jeden Menschen, einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Das scheint sich heute schwieriger denn je zu gestalten. Sicher ist Niklas Luhmann (1989, S. 248) zuzustimmen: Es „entsteht die Lebensform des hochindividualisierten Individuums, und es entsteht die Erwartung, dass das, was ein Individuum als Individuum erwartet, in allen Funktionssystemen [der Gesellschaft, H.-P.M.], wenn nicht befriedigt, so doch als verständlich und begründbar respektiert wird. Selbstverwirklichung wird für jeden ein Ziel, ein Traum, ein Anspruch, der von allen anzuerkennen oder doch hinzunehmen ist. Es wird schwer, einem Individuum zu widersprechen, wenn es ‚ich‘ sagt“. Aber genau diese von Luhmann hervorgehobene Selbstverständlichkeit wird im gesellschaftlichen Alltag zum chronischen Problem. Gilt das „Narrativ der Selbstverwirklichung“ als Norm, wird die Bildung der autonomen Persönlichkeit zur Normalität. Das souveräne Individuum ist gesund, also normal; alle, die das nicht schaffen, haben ein Problem, gelten als pathologisch und sind vielleicht krank.

Soziologisch gesehen besteht das Problem darin, dass die kulturelle Entwicklung längst ein bürgerliches Massenideal des souveränen Individuums etabliert hat – im Sinne einer „Individualität für alle“ als demokratisches Ideal kapitalistischer Leistungsgesellschaften –, während die strukturellen Mittel, dieses Ziel zu erreichen, nach wie vor sehr ungleich verteilt sind. Mit anderen Worten: Jeder hat zwar *formal* die Chance (und mittlerweile die Pflicht), ein souveränes Individuum zu werden, aber *real* sind die Möglichkeiten und Ressourcen zur Pflege der Individualität sehr ungleich verteilt. Dieser Kluft zwischen kultureller Massenbürgerlichkeit des Individualismus – auf der Seite des *Ideals* – und struktureller Klassengesellschaft sozialer Ungleichheit – auf der Seite der *Realität* – muss man sich stellen, um vor diesem Hintergrund die fröhliche Wiederkehr des „bürgerlichen Subjekts“ zu beurteilen. Ein kurzer Blick zurück auf die Genealogie des bürgerlichen Ideals der eigenartigen und einzigartigen Individualität mag helfen, die Tragweite der damit gegebenen Problematik zu ermessen.

Folgt man Goethes Persönlichkeitsideal der Selbstverwirklichung, das in dem Satz „Werde der du bist“ zum Ausdruck kommt, dann kommt es darauf an, im Laufe seines Lebens das Potenzial an Begabung und Talenten, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Wünschen und Zielen, Anlagen und gesellschaftlichen Lebenschancen tatsächlich zu realisieren. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, dekretiert Goethe unmissverständlich im „Faust I“. Ein gelungenes Leben hieße dann, sein Potenzial und seine Lebensführung so auszurichten, dass Kern und Zielsetzung der Persönlichkeit verwirklicht werden. Was heißt das soziologisch? Lebensplan,

Lebensführung, Lebensziele sind für jeden Menschen verschieden. Es gibt nicht *das* (normierte) souveräne Individuum, sondern vielfältige Formen gelungener Individualität. Das ist zwar eine Leistung und ein Erfolg, aber ein individueller und durchaus krummer Weg. Gemeint ist also der romantische Individualismus der Differenz, nicht der republikanische Individualismus der Gleichheit (Simmel 1983, S. 267 ff.). Während die romantische Spielart auf den einzigartigen und eigenartigen Menschen als gelungenes Unikat abstellt, zielt die ältere, republikanische Variante eher auf einen *Typus* gelungener, also salonfähiger Individualität (z.B. der „honnête homme“) ab. Wichtig ist bei ersterer die individuelle Lebenskunst, nicht der glänzende Schein gesellschaftlicher Anerkennung.

Weshalb der Rekurs auf Goethe (Müller 2011)? Es ist sein Persönlichkeitsideal gelungener menschlicher Individualität, das alle nachfolgenden Philosophen und Soziologen in Deutschland beeinflussen sollte: von Schopenhauer und Nietzsche bis zu Simmel und Weber. Sie haben allesamt vor den Problemen der Realisierung dieses Ideals gewarnt. Nietzsche war klar, dass das souveräne Individuum nur der „Übermensch“ hinbekäme, also eine kleine Elite. Simmel unterscheidet deshalb soziologisch das „aristokratische Individuum“, das seinen eigenen Stil des Lebens und der Lebensführung autonom und souverän wählt und somit sein eigenes Gesetz als „Das individuelle Gesetz“ (Simmel 1987, S. 174 ff.) festlegt, vom Rest der Menschen, der dazu nicht in der Lage ist.

Was lernt man aus der Diskussion seit den Tagen von Goethe durch Sozialphilosophie und klassische Soziologie? Es gibt ein Persönlichkeitsideal – der einzigartige und eigenartige Mensch, auch „Charakter“ genannt, das unverwechselbare Individuum –, das als Aufgabe jedem aufgegeben ist, der sich entwickeln möchte. Das Ziel einer Selbstverwirklichung in diesem Sinne ist gegeben, die Wege und Mittel sind vielfältig und Sache des Menschen selbst. Die Gesellschaft ist allenfalls eine Arena, in der die Aufführung des Selbstrealisationsprozesses stattfindet. Bei Erfolg darf das individuierte Subjekt zwar auf freundliche Anerkennung seitens des gesellschaftlichen Publikums rechnen, die Gesellschaft sollte sich aber nicht zum Regisseur dieses Prozesses aufschwingen und etwa Ziele, Wege und Mittel vorschreiben. Die Rationalisierung der individuellen Lebensführung ist jedoch soweit fortgeschritten, dass der Einzelne mittlerweile in ein institutionelles Lebenslaufregime gepresst wird, dem er sich leistungs- und erfolgsorientiert vor allem anzupassen hat.

Mit der Verallgemeinerung des Ideals der souveränen Subjektivierung des bürgerlichen Individuums wird nicht nur der Maßstab verflacht, vielmehr schwimmt auch der Anteil an Arbeit und Bildung, Disziplin und Askese, also der gesamte Lernaufwand und Belohnungsaufschub, den man in der sozialpsychologischen Leistungsforschung als sogenanntes „deferred

gratification pattern“ (McClelland 1961) bezeichnet. Es scheint, als ob man heute eine Art „Instant-Persönlichkeit“ als „Individualisierung light“ erringen könnte, wenn man die Persönlichkeitsinszenierungen in den Medien konsultiert. Sendungen, deren Attraktion bis weit in die bürgerlichen Kreise hineinreicht, leben von der medial inszenierten Illusion, dass jedermann und jedefrau, sofern in der gespielten Bewährungssituation vor laufender Kamera erfolgreich, nicht nur „Superstar“ oder „Top-Model“ wird, sondern auch so etwas wie eine prominente *und* anerkannte Persönlichkeit. Diese populären und profanierten Surrogate von Individualitätsmustern ruhen weder auf einer Persönlichkeit im Weberschen Sinne, die sich tatsächlich von einer verbindlichen Wertorientierung als Dämon seines eigenen Lebens führen lässt, noch scheint die Gesellschaft die verbindliche bürgerliche Sozial- und Gruppenstruktur bereitzustellen, die dem Individuum in seiner Anstrengung Halt zu geben versprechen könnte. Es fehlen Ort, Zeit (im Sinne von langem Atem) und ein geduldiger Bildungs- und Lernprozess, um die Reifung zur Persönlichkeit zu ermöglichen. Solche Vorstellungen gelten als antiquiert. Wie aber wird Persönlichkeit heute gebildet? Welche Klassenunterschiede sind hinsichtlich der Chancenverteilungen und Realisierungsmöglichkeiten von Individualität und Subjektwerdung zu beobachten? Welche typischen Pathologiemuster verfehlter Individualität (Arten von Melancholie oder Depression beziehungsweise deviante Lebensstile) werden sich zeigen (siehe hierzu Dreitzel 1968; Honneth 2002; Ehrenberg 2004)? Diese Fragen ergeben sich aus der Paradoxie des modernen Individualismus als Ethos moderner Lebensführung, einerseits allgemeinverbindlich und andererseits enorm voraussetzungsvoll zu sein.

#### 4. Institutionelle Kontextbedingungen

Scheinen schon die Weichen für die gesellschaftlichen Bedingungen von gelingender Lebensführung und individueller Selbstverwirklichung falsch gestellt zu sein, weil sozialstrukturell die Lebenschancen zu ihrer Realisierung höchst ungleich verteilt sind und kulturell dieses Ideal im Wege medialer Selbstinszenierungen weich gespült worden ist, so gibt die Figuration des institutionellen Kontexts den Ausschlag für die Krise des Individualismus.

Um sie in einer knappen Skizze (vgl. dazu auch Müller 2007b, S. 809 ff., besonders S. 814 ff.) umreißen zu können, muss man die konstitutiven Grundzüge gesellschaftlicher Zusammenarbeit und sozialen Zusammenhalts beleuchten. Gemeint ist das, was die Ökonomen Arbeitsteilung und Kooperation beziehungsweise die Soziologen Differenzierung und Integration nennen. Wenn das ökonomische Spiel kapitalistisch, das politische Spiel demokratisch und das kulturelle Spiel individualistisch gestaltet ist, wie müssen

dann die drei zentralen Institutionen Markt, Staat und Familie oder anders: Unternehmen, öffentlicher Dienst und Individuen kalibriert sein, damit die Reziprozität, als Kraftzentrum von Gesellschaftlichkeit und Lebensführung zugleich, zwischen den Institutionen sich in einer für autonome Lebensführung unabdingbaren Balance befindet?

*Reziprozität* – und nicht Gleichheit, Solidarität oder Gerechtigkeit – ist der kleinste gemeinsame Nenner aller Gesellschaften und ihres Zusammenlebens. Ökonomischer und sozialer Austausch vereint diese Form der Wechsel- und Gegenseitigkeit. „Do ut des“ – der alte Grundsatz von Geben und Nehmen markiert das geheimnisvolle Band, das Gesellschaften in letzter Instanz zusammenhält. Moderne Gesellschaften haben in ihrer Hybris vom unaufhaltsamen Fortschritt daraus „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ gemacht, ohne auch nur annähernd diese drei sich zum Teil widersprechenden Werte mit ähnlichem Erfolg und vergleichbarer Nachhaltigkeit institutionalisieren zu können. Auf jeden Fall haben sich die wichtigsten bürgerlichen Institutionen moderner Gesellschaft die Erfüllung dieser Wertorientierungen auf die Fahnen geschrieben: Der *Markt* steht für Freiheit, und Wohlstand macht unabhängig wie souverän. Der *Staat* steht für Gleichheit und symbolisiert diesen Grundwert durch das wertvollste, was er zu vergeben hat: Mitgliedschaft, auch Staatsbürgerschaft oder „citizenship“ genannt. Es ist dieses kommunitäre Zugehörigkeitsfanal (Mackert 1999), was dann erst zu Transfers berechtigt. Die *Familie* ist nicht die einzige, aber erfolgreichste Institution, wenn es darum geht, Brüderlichkeit zu institutionalisieren.

Markt, Staat und Familie sind nicht umsonst die heilige Institutionen-Triade der modernen bürgerlichen Gesellschaft (vgl. Hegel und heute Honneth). Strukturelle *Normalität* resultiert, wenn diese drei Institutionen ihre Kernaufgaben ihrerseits reziprozitär arrangieren. Eine strukturelle *Pathologie* oder gar so etwas wie strukturelle *Dekadenz* droht indes, wenn das Arrangement zwischen Unternehmen, öffentlichem Dienst und Individuen beziehungsweise zwischen Markt, Staat und Familie folgenreich aus der Balance gerät. In Westdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg hat diese Balance über Jahrzehnte vorzüglich geklappt und die Rede vom deutschen Modell begründet: Soziale Marktwirtschaft, Sozialversicherungsstaat und bürgerliche Familie haben das geschaffen, was Soziologen als „nivellierte Mittelschichtgesellschaft“ (Schelsky 1953) charakterisiert haben. Ihre Markenzeichen waren harte Arbeit, Wohlstand für alle, Anschluss an die bürgerliche Lebensführung für alle Klassen, Vollbeschäftigung und hohe Löhne, die überhaupt erst bürgerliche Selbstständigkeit ermöglichen. Der Sozialstaat war nur für die Wechselfälle des Lebens zuständig; erst mit dem gestiegenen Wohlstand wurde es möglich, weitere und komplexere Staatsaufgaben an sich zu ziehen und der Bevölkerung die Segnungen eines umfassenden Daseinsvorsorgestaates zu verheißen. Während selbstverständlich schon da-

mals das Versprechen auf Wohlstand für alle nicht vollständig mit der Wirklichkeit übereinstimmte, ist diese Welt spätestens seit 1989 weitestgehend dahin und jeder Versuch, sie wiederzubeleben, muss sich den neuen, unangenehmen Realitäten stellen.

Will man auf mittlere Sicht die Risiken der strukturellen Pathologie oder Dekadenz vermeiden, so muss das Verhältnis zwischen Unternehmen, Staat und Haushalten neu austariert werden. In den vergangenen beiden Dekaden haben sich Betriebe und öffentlicher Dienst auf Kosten der Bürger saniert. Der ökonomische Reformprozess sollte dazu dienen, die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft wiederherzustellen. Der politische Reformprozess sollte es erlauben, die fiskalische Krise des Staates zu beseitigen und die Verschuldung der öffentlichen Haushalte zurückzufahren. Beides, die Gesundung der Wirtschaft und des Staates, sind wichtige und legitime Ziele, wenn man an die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft und ihre nachhaltige Entwicklung denkt. Das wichtigste Gut einer Gesellschaft ist und bleibt indes: der Mensch. Wirtschaft und Politik, Markt und Staat, Unternehmen und Regierungen werden nicht müde, ihren Beitrag für die ökonomische Wohlfahrt und das gesellschaftliche Wohlergehen zu betonen. Gerade deshalb muss man konstatieren, dass Wirtschaft und Staat Wettbewerbs- und Politikfähigkeit auf Kosten der Lebenschancen der Bürger und Haushalte wiedergewonnen haben. Ohne ins empirische Detail zu gehen, sei an einige Entwicklungen erinnert.

Die *Unternehmen* haben kräftig rationalisiert und Arbeitsplätze ins Ausland verlagert. Die Kosten für Massenentlassungen und Vorruhestandsprogramme wurden externalisiert und auf Sozialstaat und Steuerzahler abgewälzt. In Deutschland etwa hatte das teure Vorruhestandsprogramm zur Folge, dass in der Mehrzahl der Betriebe kaum noch über 50-jährige Arbeitnehmer anzutreffen sind. Die säkulare Stagnation der Löhne und Gehälter, die auch im europäischen Raum bemerkenswert ist, sorgt für den Ausfall der privaten Konsumnachfrage.

Eine strukturell ähnliche Bilanz ergibt sich, wenn man *Staat* und öffentlichen Dienst betrachtet. In Zeiten des New Public Management steht das Ziel der Staatsverschlinkung sowie bei den Betrieben das Ideal des schlanken Unternehmens ganz oben auf der Agenda mit dem Ziel der Reorganisation und des Bürokratieabbaus. Gerade in einer bürgerlichen Gesellschaft lässt sich das Motto „Weniger Bürokratie wagen“ leicht durchsetzen. Der hohen Akzeptanz der Zielsetzung steht freilich die bedauernswerte Implementation der Methoden des New Public Management entgegen. Es lässt sich der Eindruck nicht ganz von der Hand weisen, dass die Umsetzung vor allem *weniger Bürokraten*, nicht aber weniger Bürokratie und Regelungsdichte produziert hat. Tatsächlich haben Staat und Länder in den letzten 15 Jahren ein Viertel ihres öffentlichen Dienstes abgebaut, ohne die Versorgungsquali-

tät in den öffentlichen Bereichen zu verbessern. Was wirtschaftsverträglich aussieht, muss noch lange nicht sozialverträglich sein. Im öffentlichen Dienst fehlen an allen Ecken und Enden Stellen und Personal: sei es bei der Polizei, sei es im Krankenhaus oder sei es in Schulen und Universitäten.

Die Rationalisierung von Wirtschaft und Staat zur Steigerung von Wettbewerbsfähigkeit und zur Abwendung der fiskalischen Krise der öffentlichen Haushalte ist auf dem Rücken der Familien und der Individuen ausgetragen worden. Das Resultat ist ein gefährliches Ungleichgewicht in der Reziprozitätsbalance und mithin strukturelle Dekadenz. Das Szenario ist bekannt: zu geringe Löhne und Einkommen, zu geringe private Kaufkraft und nur schwache private Vorsorgefähigkeit, höhere Kosten für Lebenshaltung, höhere Abgaben und Steuern und auch bei guter Wirtschaftskonjunktur und einem Rekordsteueraufkommen für den Staat kein Hoffnungsschimmer am Horizont. Das Resultat ist Verunsicherung, massive Statusangst bis weit in die Mittelschicht und geringe Zuversicht.

## 5. Schlussbemerkung

Die anhaltende Krise zusammen mit den Mastertrends der Globalisierung, Ökonomisierung, Informatisierung und Individualisierung schlagen sich im Alltag der Menschen als verschärfter Leistungs- und Konkurrenzdruck, erhöhte Flexibilität und Mobilität, geringere Entlohnung und erhöhte Unsicherheit nieder. „Prekarität“ und „Vulnerabilität“ (Castel 2000) sind die Begriffe der Stunde, um die Zerbrechlichkeit unserer europäischen Lebensverhältnisse auf einen Nenner zu bringen. In dem Maße, wie sich kulturell das Ideal individuell selbstbestimmter Lebensführung ausbreitet und verbindlich wird, sinken also die den Individuen zur Verfügung stehenden Ressourcen und Optionen zu seiner Realisierung. Und durch die Veränderungen des institutionellen Kontextes steigen zugleich die Anforderungen an Individuen, für sich selbst zu sorgen. Führt die Vermassung des Individualitätsideals zu klassenstrukturierten Verzerrungen in der Realität, so führt die Verschiebung der Reziprozitätsbalance dazu, dass der Ethos selbstbestimmter Lebensführung mehr und mehr zu einem äußerlichen Zwang wird: Aus einer selbstbestimmten Gestaltung der Verhältnisse wird die individuelle Reaktion auf die Wechselfälle des Marktes und die Ausfälle der Politik.

Was bleibt dann noch von Lebensführung und Lebenskunst? Man könnte nun einerseits ein Zurück zu einer Balance zwischen Markt, Staat und Familie fordern – Familie für unsere Zeit sicher nicht im engen Sinne der bürgerlichen Kernfamilie. Das sind dann Forderungen nach grundlegenden Bildungsreformen und -anstrengungen, die im kulturellen Sinne die notwendigen Lebensführungskapazitäten zu vermitteln erlauben würden; oder



auch solche nach einem garantierten Grundeinkommen, die Ähnliches für die ökonomischen Lebenschancen vorsehen. Andererseits kann man auch an die Lebenskunst denken. Wie ausgeführt, richtet sich der moderne Individualismus auf die Ausbildung von Individualität als Voraussetzung für autonome Lebensführung; doch unter heutigen Bedingungen müsste Lebenskunst über die Ausbildung der eigenen Individualität hinausgehen: Es ginge dann um die Schaffung neuer kollektiver Arrangements, die es überhaupt erst erlauben, Individualität auszubilden, aber vielleicht auch gar nicht mehr auf Individualität als solche gerichtet sind, sondern die autonome und selbstbestimmte Führung des eigenen Lebens in den Mittelpunkt stellen. Damit aber sind wir wieder bei der alten und vielleicht gar nicht so antiquierten Rolle der Philosophie als „Lehre vom richtigen Leben“.

## Literatur

- Adorno, T.W. (2003): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Behringer, L. (1998): *Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Bell, D. (1976): *The Cultural Contradictions of Capitalism*. New York: Basic.
- Bellah, R.N. et al. (1985): *Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life*. Berkeley/Los Angeles: The University of California Press.
- Bien, G. (1997): *Lebensführungskompetenz*. In: Breuninger, R. (Hrsg.): *Philosophie der Subjektivität und das Subjekt der Philosophie. Festschrift für Klaus Giel*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 24–35.
- Bien, G. (1998): *Über das Glück*. In: Schummer, J. (Hrsg.): *Glück und Ethik*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 23–45.
- Bohn, C./Hahn, A. (1999): *Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung: Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft*. In: Willems, H./Hahn, A. (Hrsg.): *Identität und Moderne*. Berlin: Suhrkamp, S. 33–61.
- Bolz, N. (2010): *Lebensführung*. In: Bude, H./Fischer, J./Kauffmann, B. (Hrsg.): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* München: Fink, S. 71–88.
- Bröckling, U. (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U./Krasmann, S./Lemke, T. (Hrsg.) (2004): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brooks, D. (2002): *Die Bobos. Der Lebensstil einer Elite*. München: Econ.
- Bude, H./Fischer, J./Kauffmann, B. (Hrsg.) (2010): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* München: Fink.
- Castel, R. (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Conley, D. (2009): *Elsewhere U.S.A.* New York: Pantheon.
- Dreitzel, H.-P. (1968): *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Ehrenberg, A. (2004): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Foucault, M. (1991): *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2004a + b): *Geschichte der Gouvernementalität I + II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2007): *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, A. (Hrsg.) (2002): *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Campus.
- Illouz, E. (2009): *Die Errettung der modernen Seele*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, H./Höfer, R. (Hrsg.) (1997): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Klinger, C. (2013): *Krise war immer... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive*. In: Appelt, E./Aulenbacher, B./Wetterer, A. (Hrsg.): *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82–104.
- Koppetsch, C. (2006): *Das Ethos der Kreativen. Eine Studie zum Wandel von Arbeit und Identität am Beispiel der Werbeberufe*. Konstanz: UVK.
- Lohr, K./Nickel, H.M. (Hrsg.) (2005): *Subjektivierung der Arbeit – Riskante Chancen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Luhmann, N. (1989): *Individuum, Individualität, Individualismus*. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 149–259.
- Mackert, J. (1999): *Kampf um Zugehörigkeit. Nationale Staatsbürgerschaft als Modus sozialer Schließung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- McClelland, D. (1961): *The achieving society*. Princeton: Van Nostrand.
- Menke, C./Repentisch, J. (Hrsg.) (2010): *Kreation und Depression. Freiheit im gegenwärtigen Kapitalismus*. Berlin: Kadmos.
- Müller, H.-P. (2005): *Lebensführung durch Arbeit. Max Weber über Arbeit und Beruf heute*. In: Lohr, K./Nickel, H.M. (Hrsg.): *Subjektivierung der Arbeit – Riskante Chancen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 17–33.
- Müller, H.-P. (2007b): *Hält das soziale Band? Über Reziprozität und Dekadenz*. In: Bohrer, K.H./Scheel, K. (Hrsg.): *Kein Wille zur Macht. Dekadenz. Sonderheft 700 des Merkur*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 809–817.
- Müller, H.-P. (2010): *Gesellschaftliche und institutionelle Bedingungen der Bürgerlichkeit*. In: Bude, H./Fischer, J./Kauffmann, B. (Hrsg.): *Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?* München: Fink, S. 145–168.
- Müller, H.-P. (2011): *The Ambivalence of Modernity and the Faustian Ethos of Personality*. In: Edling, C./Rydgren, J. (Hrsg.): *Sociological insights of great thinkers*. Santa Barbara/Denver/Oxford: Praeger, S. 169–176.
- Müller, H.-P./Wehrich, M. (1991): *Lebensweise und Lebensstil. Zur Soziologie moderner Lebensführung*. In: Vetter, H.-R. (Hrsg.): *Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven*. München: DJI, S. 89–130.
- Rose, N. (1996): *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Scheler, M. (1950): *Rehabilitierung der Tugend*. Zürich: Arche.

- Schelsky, H. (1953): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart: Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Dortmund: Ardey.
- Schmid, W. (1991): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schroer, M. (2001): Das Individuum der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schummer, J. (Hrsg.) (1998): Glück und Ethik. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Simmel, G. (1983): Individualismus. In: Ders.: Schriften zur Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 267–274.
- Simmel, G. (1987): Das individuelle Gesetz. Hrsg. v. M. Landmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vetter, H.-R. (Hrsg.) (1991): Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München: DJI.
- Willems, H./Hahn, A. (Hrsg.) (1999): Identität und Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Cornelia Klinger

## Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus

Was heute in vielen Problemfeldern als *Krise von Care* erfahren wird, ist nicht eigentlich eine solche, sondern vielmehr Folge einer dem modernen Gesellschaftssystem inhärenten Fehlkonstruktion, die ihrerseits durch ältere Fehler und Mängel gesellschaftlicher Ordnungsbildung begründet ist.

Der größte und älteste Fehler und Mangel gesellschaftlicher Ordnung, der die Lebenssorge problematisch macht, lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Es ist die Herrschaft von Menschen über Menschen. Wie jede andere Art gesellschaftlich notwendiger Arbeit, war und ist auch die Arbeit mit und an Menschen<sup>1</sup> vermachet, das heißt sie impliziert Unterdrückung und Ausbeutung; Nutzen und Lasten sind ungleich verteilt. Die zentrale These meines Beitrags – ebenso wie aller meiner schon früher geschriebenen oder irgendwann später noch zu schreibenden Beiträge zum diesem Thema – lautet ganz einfach: Unter den Bedingungen jedweder Art von Herrschaft von Menschen über Menschen findet Lebenssorge statt, eben weil sie stattfinden muss, aber sie kann nicht vollkommen zufriedenstellend gelingen. Mit anderen Worten: Unter der Voraussetzung von Herrschaft ist Leben möglich, aber kein *gutes Leben für alle*. Das bedeutet: Wenn wir die Frage nach der Zukunft von Care stellen, dann fragen wir nicht allein nach den Zielen der Erziehung von vorerst unmündigen Kindern und Jugendlichen, nicht nur nach der Betreuung von ein paar vorübergehend Schwachen und Hilfsbedürftigen, nicht bloß nach der Pflege von Armen und Alten am Rande der Gesellschaft. Mit dem Thema Zukunft von Care stellt sich nicht mehr und nicht weniger als die große Frage, die lautet: Ob irgendwann glückt, was nie in der Vergangenheit gelungen ist, nämlich die Organisation der menschlichen Verhältnisse von Herrschaft auf Solidarität umzustellen?

So gefasst, handelt es sich um eine ewige Menschheitsfrage, aber warum stellt sie sich gerade heute so nachdrücklich? Die aktuelle Dringlichkeit er-

1 Als solche definiere ich Care-Arbeit bzw. Lebenssorge; zu einer genaueren begrifflichen Bestimmung vgl. Klinger 2013.